



Wandlungen im deutschen Satzbau.

Rede in der öffentlichen Sessitzung bei der 25-Jahrfeier des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Dresden, am 11. September 1910,
gehalten von Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Behaghel in Gießen.

Fünfundzwanzig Jahre sind uns dahingeflossen im Dienste ebenso schöner wie schwerer und entzagungsvoller Arbeit. Denn der Sünder sind viele, die der Predigt bedürfen, und der Unverstand ist groß, der Wille nicht immer der beste. Aber das Schwere liegt vor allem in der Eigenart der Aufgabe. Unsere Arbeit geht auf das Handeln des Menschen; sie will ihn erziehen zu sprachlicher Sittlichkeit. Aber wir haben keine heiligen Bücher, mit denen wir unsere Lehren begründen können; wir wissen längst, daß unsere Klassiker nicht die Glaubensquelle sind, die fromme Einfalt in ihnen zu erschauen vermeinte. Die Lehren, die wir verkünden wollen, wir müssen sie selber erst prägen. Wir müssen selber die Gesetze suchen in der Erscheinungen Flucht. Denn die Gesetze der Sprache sind nichts Bleibendes; alles ist in beständigem Fluß, und nur der vermag das Wesentliche zu sehen, der zu ermessen weiß, was in den großen Zug der Entwicklung hineinpaßt, was nur Ergebnis flüchtiger Laune und bald wieder hinweggespült wird von dem flutenden Leben.

Wenn wir so danach ringen, die Erscheinungen zu sichten und zu beherrschen, so tun wir ein Werk der Wissenschaft. Wohl weisen wir es weit von uns ab, ein Verein von Gelehrten zu sein; aber die Arbeit des Gelehrten ist uns unentbehrlich. Und so mag es auch heute einem Manne der Wissenschaft vergönnt sein, zu Ihnen zu sprechen, zu reden von den Mächten, die den Wandel im deutschen Satzbau beherrschen; im deutschen Satzbau, denn zumal auf den deutschen Satzbau beziehen sich die Schwierigkeiten, die uns die deutsche Rede bereitet. Und so seltsam es klingt, in den verwickelsten Erscheinungen des Satzbaus lassen sich leichter die treibenden Kräfte erkennen, als in den Umbildungen der Laute, der Formen: schon deshalb, weil die Erscheinungen des Lautwandels zahllos sind wie der Sand am Meere; oft stimmen schon eng benachbarte Ortschaften in manchen Punkten nicht überein. Anders bei der Satzfügung. Da gelten durch weite Gebiete dieselben Gesetze, und was in der Vergangenheit sich vollzog, findet sein Seitenstück in den Tagen der Gegenwart.

Dennoch gibt es auch hier Dinge, die uns fremd geworden sind, die wir nur mit Mühe uns wieder verständlich machen. Es sei erinnert an eine Tatsache der altdeutschen Wortstellung. In einem bekannten Gedicht

preist Walter von der Vogelweide des fürsten milte uz Oesterliche, aber nicht die Milde stammt aus Österreich, sondern der Fürst; es handelt sich um des Fürsten von Österreich milde Gesinnung. Oder es heißt: warf ich den bal in des hant von Riuwental, in die Hand des (Herrn) von Reuental; durch des Propheten Mund Ezechiel, das ist: durch des Propheten Ezechiel Mund. Ganz dasselbe gilt, wenn ein doppeltes Beiwort zerlegt wird: der stolze König zieht sein starkes Schwert und gut; himmlischer Vater und hehrer. Allgemein gesagt: Man vermeidet es, dem Hauptwort eine mehrgliedrige Bestimmung vorangehen zu lassen; man nimmt nur einen Teil voraus und trägt das weitere nach.

Aber auch solche Seltsamkeiten erklären sich durch das Spiel bekannter Kräfte. Eine der stärksten Mächte, die im Weltall wie im Menschenleben wirksam werden, ist eine Kraft, die dem Hervorbringen von Wirkungen entgegengesetzt scheint, die Kraft der Trägheit, des Beharrens. In mannigfaltiger Weise spielt sie nun auch im Leben der Sprache ihre Rolle. Am Werden einer Aussageform ist zumal das Gedächtnis beteiligt; die Gestalt, die einer Vorstellung herkömmlich verliehen wird, erhält sie jedes neue Mal, wenn das Gedächtnis willig ist, wenn keine Nebenvorstellung sich eindrängt. Oft genug aber verlaufen die Dinge ganz anders. Es kann geschehen, daß ein Gedanke mehr als eine Form annehmen kann, und daß zwei Formen zugleich vom Gedächtnis dargeboten werden. So ergibt sich ein neues Drittes, eine Mischfugung, in die Teile der beiden überlieferten aufgenommen werden. So entsteht die bekannte Wendung der Zeitungsanzeige: Der sich noch in gutem Zustande befindliche Tisch; so heißt es: aus Spases halber, ein Mann mit Namens Müller, paß acht für paß auf oder gib acht; aus des Vaters Haus und dem Vater sein Haus wird des Vaters sein Haus, was namentlich in älterer deutscher Rede begegnet, aber auch in heutiger Mundart. Im Wallis heißt es wessi für wes sein; dessi für des sein, im Sinne von wessen, dessen.

Aber auch ganz feste Wendungen der Schriftsprache haben sich so gebildet: er arbeitet, um sein Brot zu verdienen mischt die beiden Fügungen: er arbeitet um sein Brot — und: er arbeitet, sein Brot zu verdienen.¹⁾

In solchen Fällen wirken die beiden Fügungen, die auf den Redenden eindringen, in ungefähr gleicher Stärke, als zwei gleich ausgeprägte Größen. Grundsätzlich geschieht aber nichts anderes, wenn sich das vollzieht, was die Sprachwissenschaft als Analogiebildung bezeichnet, als Ungleichung des einen Gebildes an ein anderes, an eine Gruppe von anderen, wenn auch das Verhältnis der Kräfte, der Grad der Umgestaltung sich anders bemißt als bei den Mischbildungen. Ein anschauliches Beispiel gibt

¹⁾ Eine andere Erklärung gibt H. Paul in seinem Wörterbuch.

uns die Umschreibung der Vergangenheit. Ich habe ein Brot gekauft; ich habe ein Stück Geld gefunden, das ist ursprünglich nichts anderes als: ich habe, d. h. ich besitze ein gekauftes Brot, ein gefundenes Stück Geld. In solchen Fällen wird aber in der Regel der Besitzer zugleich der sein, der das Brot selbst gekauft und das Geld gefunden hat. Es wird also der Ausdruck für die Handlung und für den sich daraus ergebenden Zustand ziemlich gleichwertig. Hier setzt nun die Wirkung der Angleichung ein. Statt ich hörte, ich sah sagt man auch »ich habe etwas gehört«, »ich habe etwas gesehen«, obgleich man das Gehörte, das Gesehene nicht selber hat oder besitzt. Und das kann noch weiter greifen: es gibt zwar noch etwas Gehörtes, etwas Gesehenes, aber nicht mehr etwas Geschlafenes, etwas Geseffenes, und dennoch bildet man auch: ich habe geschlafen, ich habe geseffen, weil eben ich fand und ich habe gefunden, ich sah und ich habe gesehen gleichwertig geworden waren.

Ein anderes Beispiel bietet der Wandel in der Stellung des Genitivs. In alten Zeiten geht dieser Kasus in allen Fällen seinem Hauptwort voraus. Heute sind es nur noch die Bezeichnungen von Personen, die die Voranstellung ertragen; alles andere ist hinter das Hauptwort gerückt: des Vaters Stock, aber: der Fuß des Tisches, ein Pfund des besten Kaffees. Das eine wie das andere erklärt sich durch die Stütze verwandter Fügungen. Neben dem Satz bringe des Vaters Stock steht der andere: bringe dem Vater den Stock, wo dem Vater regelmäßig vor den Stock treten muß; aber nur von Personenbezeichnungen können solche Fügungen mit dem Dativ gebildet werden.

Auf der anderen Seite steht etwa der Satz: kaufe ein Pfund des besten Kaffees und daneben die zweite Weise: kaufe ein Pfund von dem besten Kaffee. Der Ausdruck mit dem Vorwort steht nach und enthält nun seinerseits stets eine Sachbezeichnung.

Aber auch ohne daß Nebenvorstellungen störend sich einmischen, kann das Trägheitsgesetz zur Wirkung gelangen. Für die natürliche Rede ist der Hauptsatz die vertrauteste Form, der Nebensatz ein unbequemer Zwang. Soll dieser Zwang längere Zeit binden, so tut die Sprache nicht mehr mit. Sie gleitet in den Hauptsatz, sozusagen in die Ruhelage zurück: wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht; oder, wie es bei Hebel heißt: das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen. Eine Unbequemlichkeit vermeidet aber auch jene Fügung, die wir im Eingang geschildert haben: des Fürsten Milde aus Österreich. Unbequeme Anforderungen stellte es an die Stärke des Denkens, wenn man sagen sollte: des Fürsten aus Österreich Milde, wenn man solange warten sollte mit dem Hauptbegriff, ihn im Sinne behalten sollte durch längere Nebenbestimmungen. Und noch ein anderes kommt hinzu: des Fürsten Milde aus Österreich gewährt eine bequemere Verteilung des

Tongewichts als des Fürsten von Österreich Milde; denn die Sprache zeigt durchweg die Neigung, nicht längere Glieder vor kürzere treten zu lassen.

Schließlich gibt es Menschen, die überhaupt maulfaul sind, die am liebsten gar nicht sprechen oder nur das Nötigste hervorstößen, die also schamster sagen statt: ich bin Ihr gehorsamster Diener oder Morgen statt: ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen, die sich Genen kofen, sich Gene ins Gesicht stecken, die sagen: Dageblieben! Stillgestanden! statt es wird dageblieben, es wird stillgestanden. So entsteht das, was die alte Schulgrammatik als Ellipse bezeichnet hat, was wir besser Ersparung benennen. Es ist natürlich im allgemeinen das Wichtigste, Wertvollste, was bei der Unterdrückung von Worten am Leben bleibt; das ist zumeist das Ende des Satzes; am wenigsten werden innere Teile des Satzes verschwiegen.

Nachlässigkeit also, Bequemlichkeit ist das Gepräge, das solche Wandlungen des Satzbaus zeigen. Und dennoch: sieht man ab von jenen gemischten Fügungen, so ist nicht zu leugnen, daß dadurch ein Vorteil für die Sprache entsteht, daß sie einfacher wird, klarer, leichter zu handhaben, daß also die Kraft der Trägheit, ohne es entfernt zu wollen, doch hier der Zweckmäßigkeit dient.

Mit dieser Kraft der Trägheit scheint es nun in einem sehr merkwürdigen Widerspruch zu stehen, daß andere Wandlungen sich deutlich als Ausdruck einer gewollten Zweckmäßigkeit darstellen. Der Widerspruch ist nicht so groß, wie er scheint. Es handelt sich nicht um überlegte, frei wählende Zuwendung zu dem, was zweckmäßig ist, sondern um eine Abwendung vom Unzweckmäßigen. Die Erfahrung ist es, die ihre Lehren gibt. Wir erleben es, daß unsere Worte nicht verstanden werden, mißverstanden, nicht leicht und rasch verstanden werden; so wenden wir uns Fügungen zu, die sicherer und schneller Verständnis finden. Es wird das Bessere gewählt, wieder und wieder, und auf die Dauer bleibt nur dieses eine am Leben. Das Stärkere bleibt bestehen, der Schwächling geht unter, der Schwächling, d. h. der, der weniger tauglich ist für die Kämpfe des Lebens.

Bei unseren Beiwörtern war von alters her eine doppelte Art der Gestaltung möglich. Man konnte sagen ein gut Mann wie ein guter Mann; der Mann ist gut und der Mann ist guter. Aber später gehen die Schicksale der beiden Fügungen in entgegengesetzter Richtung auseinander. Neben dem Hauptwort geht die Form ohne Endung in der Schriftsprache verloren. Es heißt jetzt nur noch: ein guter Mann, ein gutes Kind. Umgekehrt ist in der Aussage das Beiwort endungslos geworden: der Mann ist gut, das Kind ist gut. Aus doppeltem Grunde hat ein guter Mann über seinen Mitbewerber gesiegt. Ihm half die Verwendung des Beiworts als Hauptwort: ein Guter, ein Blinder. Ein Gut, ein Blind wäre hier ganz unmöglich gewesen.

Und der Mitbewerber ein gut Mann war nicht immer deutlich genug. Ein gut Mann konnte auch als Zusammensetzung (ein Gutmann) gefaßt werden. Aber ein Langfinger ist etwas anderes als ein langer Finger, ein Hartbrot etwas anderes als hartes Brot. Umgekehrt war der Mann ist guter nicht so günstig gestellt wie der Mann ist gut. Man denke an die Fälle, wo Wörter von verschiedenem Geschlecht und verschiedener Zahl dasselbe Beiwort erhalten sollten. Der Mann ist guter und die Frau; der Mann und die Frau ist guter; der Mann und die Frau ist gute: das war ebenso störend wie etwa der Mann und die Kinder sind gute; die Kinder und der Mann sind gute. Dagegen die Form gut war ganz anstoßfrei, da sie der Beziehung auf eine bestimmte Zahl, ein bestimmtes Geschlecht entbehrte.

Auf dem Gebiete des Zeitworts ist von alters her bedeutsam der Gebrauch der Formen im Nebensatz der abhängigen Rede. Enthielt der Hauptsatz ein Zeitwort des Meinens, Vermutens, Hoffens, so folgte der Konjunktiv, während der Indikativ erschien nach Ausdrücken der Gewißheit, der tatsächlichen Wahrnehmung: er meint, daß er siech sei; er weiß, daß er siech ist. Es ist ein Aberglaube zu behaupten, daß dieser Brauch heute noch zu Recht bestehe. Er ist seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem Untergang verfallen, und der Grund liegt klar zutage. Es scheint, daß er krank sei, ist um nichts deutlicher als es scheint, daß er krank ist; denn das Zeitwort selber, das Meinen statt des Wissens, genügt vollauf, um die Eigenart der Aussage zu wahren. So sind Indikativ und Konjunktiv hier gleichwertig geworden; die Sprachgeschichte lehrt aber, daß nur die Unterschiede der Form im Gedächtnis haften, die gleichzeitig Unterschiede der Leistung sind. So muß eine von beiden schließlich verloren gehen. Daß dann der Indikativ überlebt, der Konjunktiv abstirbt, es geschieht, weil eben der Hauptsatz als solcher bequemer ist als der Nebensatz. Es gibt freilich Fälle, wo aus besonderem Grunde ein Konjunktiv bestehen bleibt, einmal dann, wenn über Vergangenes berichtet wird: er glaubte, daß er krank sei. Aber hier ergibt sich eine neue Doppelung: daß er krank sei, daß er krank wäre. Hier hat unsere Schriftsprache wieder eine Auslese des Deutlicheren vollzogen. Es werden in erster Linie die Formen bevorzugt, die völlig klar den Konjunktiv erkennen lassen. Also: sie glaubten, daß sie eine Krankheit hätten, nicht ... haben. In der Einzahl schied sich beides gleich deutlich vom Indikativ: daß er eine Krankheit habe, ... hätte. Aber wiederum sind nicht beide Fügungen gleich lebensfähig, nicht gleich deutlich und zweckmäßig. Wenn wir einen Satz aussprechen: daß er hätte, daß er täte, daß er könnte, so klingt es, als ob noch eine Bedingung nachfolgen müsse. Solche falsche Vermutung unterbleibt, wenn statt daß er hätte gesagt wird daß er habe.

Aber nicht nur im Wettkampf des Vorhandenen, auch in der Schöpfung des Neuen ist der Zweck die unbewußte Triebkraft. An die

Stelle des weniger Deutlichen tritt das, was deutlicher ist; das Unklare, Unbestimmte wird durch das Klare, Bestimmte ersetzt. So werden in der Abwandlung der deutschen Wörter immer aufs neue einfache Formen durch zusammengesetzte Bildungen abgelöst. Der Genitiv wird durch von umschrieben. Statt ein Schwager meines Bruders heißt es also: ein Schwager von meinem Bruder; statt ein Stück des Brotes: ein Stück von dem Brot. In vorgeschichtlicher Zeit gab es im Deutschen noch Kasus von rein örtlicher Bedeutung, einen Wo-Kasus, einen Woher-Kasus. Die Bedeutung wurde anschaulicher, als Vorwörter von örtlicher Bedeutung hinzugefügt wurden, wie an, in, bei, aus, von. Noch althochdeutsch gab es einen Kasus, der das Mittel bezeichnete: z. B. *fiuru*, mit dem Feuer, aber auch er durfte bald nicht mehr allein stehn, sondern erhielt mit zur regelmäßigen Stütze. Und eine spätere Zeit empfand das Bedürfnis, die Vorwörter selbst noch weiter zu verdeutlichen; es entstehen gegenüber, neben aus an eben, binnen aus *bi*—innen (bei innen), die niederdeutschen Bildungen wie *hoben* und *buten*, aus *bi*—oben und *bi*—uten.

In der ältesten Zeit bedurfte das Hauptwort keines Geschlechtsworts, aber freilich dann wurde es undeutlich, und so hat die spätere Zeit das *der*, das ein hinzutreten lassen. Beim Zeitwort erfährt schon in der ältesten Zeit die Leideform ihre Umschreibung: er wird geschlagen, in der Vergangenheit: er ist geschlagen; aber er ist geschlagen konnte auch das Beiwort geschlagen enthalten, und so kam die weitere Verdeutlichung er ist geschlagen worden. Gleichfalls schon in alter Zeit schreit auch der Konjunktiv nach größerer Klarheit, denn er muß von Hause aus sowohl die Ungewißheit, wie den Wunsch und die Aufforderung zum Ausdruck bringen. So stellt sich die Reihe der Umschreibungen ein: er möge tun, er dürfte, könnte, möchte tun.

Im Laufe des Altdutschen regen sich auch die Zeitformen. Die Gegenwart mußte zugleich die Bezeichnung der Zukunft decken, bis die Umschreibung mit *sollen*, wie im Englischen, dann mit *werden* der Zweideutigkeit Abhilfe brachte. Noch stärker war die Form der Vergangenheit belastet: sie mußte der einfachen Erzählung dienen, die abgeschlossene Handlung darstellen und auch noch die Zeitstufe bezeichnen, die die Schulweisheit unserer Zeit mit dem feinen Worte *Vorvergangenheit* benannt hat. So entstehen die Neubildungen *ich bin gegangen*, *ich habe geschlafen*, *ich war gegangen*, *ich hatte geschlafen*, *ich war geschlagen worden*. Endlich kann heute ungefähr jede Form des Zeitwortes umschrieben werden durch eine Verbindung mit *tun*: *ich täte essen*, *er tut essen*, vielleicht sogar *er tat essen tun*. Der Eintritt in die Handlung wird altddeutsch bei den Zeitwörtern verdeutlicht durch Verbindungen mit *beginnen* oder *werden*: *er begunde fragen*, *er wirt weinende*, die Dauer der Handlung durch *sein* mit dem Mittelwort: *sie war einen Sohn tragend*.

In allen diesen Fällen war es die Aufgabe der Sprache gewesen, eine einzelne Vorstellung möglichst deutlich zu verkörpern, aber auch in der Verknüpfung eines ganzen Satzes mit einem zweiten Satz läßt sich eine Entwicklung beobachten von bescheidensten Anfängen zu reichster Entfaltung. Die frühesten Stufen der Sprache, auf deren Standpunkt die heutige natürliche Rede oft genug zurückfällt, überlassen es dem Hörer, das geistige Band zu erkennen, das zwischen zwei Sätzen sich webt, und es bleibt nicht selten dem Zweifel eine Stätte. Und noch die älteren geschichtlichen Zeiten unserer Sprache sind von verblüffender Einfachheit der Satzbindemittel. Der einräumende Nebensatz wurde von alters lediglich mit doch eingeleitet. Heute besitzen wir dafür: obgleich, obwohl, trotzdem, trotzdem daß, wenn auch, wenngleich, wenn schon, wiewohl. Das doch selber ist in dieser Verwendung untergegangen, nicht bloß wegen des Wettbewerbs der deutlicheren späteren Bildungen, sondern auch weil es noch eine andere Aufgabe zu erfüllen hatte, die Bezeichnung des Gegensatzes zwischen zwei selbständigen Sätzen. Aber auch hier hat doch eine ganze Schar von Hilfsstruppen erhalten: aber, dagegen, jedoch, ja, wohl, zwar, dennoch, trotzdem, nichtsdestoweniger, hinwieder, dessenungeachtet, freilich; selbst nichtsdestotrotz wird gefunden.

So haben wir es herrlich weit gebracht, zu immer größerer Vollkommenheit, freilich nicht zu immer größerer Schönheit. Denn der Geist der Zweckmäßigkeit und der gute Geschmack, sie gehen nicht immer Hand in Hand.

In welchem Maße die Schönheit der Form den Wandel bestimmt hat, ist heute noch schwer zu erkennen. Zweifellos waltet der Sinn für das Schöne in der Sprache der Dichtung; er beherrscht uns, wenn wir neue Geseze aus dem Juristischen ins Deutsche übertragen, er leitet unsere heutige Kunstsprache, wenn sie Anstoß nimmt an der Wiederholung desselben Ausdrucks. Daß aber in der Entwicklung der nicht kunstmäßigen Sprache die Rücksicht auf die Schönheit sich betätigt habe, will mir sehr zweifelhaft dünken.

Im ganzen also bleibt es dabei, daß zwei Hauptmächte den Wandel der Satzfügungen durch die Zeiten hindurch beherrschen, das Vermögen des Beharrens und die Fähigkeit der Anpassung. Daß aber ein bestimmter Wandel gerade zu bestimmter Zeit sich vollzieht, das hängt oft zusammen mit Wandlungen im Lautbestand der Sprache oder in der geistigen Verfassung der Menschen und schließlich mit geschichtlichen Vorgängen.

Die Umbildung der Laute hat besonders stark die Endungen der deutschen Wörter getroffen, also gerade die Teile, die die Hauptträger der Satzbeziehungen sind. So sind schon in vorgeschichtlicher Zeit die Endungen mancher Kasus zusammengefallen: ein Hauptanlaß für den so frühen Untergang jener örtlichen Kasus (i. S. 82 oben). In späterer Zeit sind dann auf den südlichen Gebieten die Endungsvokale gänzlich verloren gegangen, so daß kein Unterschied mehr bestand zwischen er hört und er hörte, er stellt und er stellte.

So wird bei der großen Masse von schwachen Zeitwörtern die einfache Form der Vergangenheit ein schlechtes Ausdrucksmittel, und schließlich verschwindet in den südlichen Mundarten die Form überhaupt vom Schauplatz, das Feld den Umschreibungen mit sein und haben überlassend.

Der Lautkörper verfällt, aber der Geist wird stärker. Unseren Vorfahren hat es noch Mühe bereitet zu sagen: des Fürsten aus Österreich Milde; oder es war ihnen unbequem, den Nebensatz durch einen anderen Nebensatz zu unterbrechen, etwa zu sagen: er sah, daß, nachdem diese Angelegenheit geordnet war, nichts weiter mehr zu tun sei. Heute vermögen wir solche Spannung zu ertragen. Wir vergessen nicht das Begonnene über der Unterbrechung. Wir bilden jetzt nur zu leicht solche Schaltefätze und werden fertig mit noch viel größeren Satzgebäuden. Uns verschlägt es auch nichts, zwischen dem Geschlechtswort und dem Mittelwort eine beliebige Anzahl von Bestimmungen einzufügen, etwa zu sagen: das auf dem Herde nach alter Sitte früh und spät brennende Feuer, während der älteren Sprache diese Art der Ergänzung so gut wie fremd ist.

Und wie die Fähigkeit des Denkens wächst, steigert sich auch die Strenge unserer Forderungen. Streng denkmäßig soll alles zugehen, nichts mehr dem guten Willen der Hörenden überlassen bleiben. Man verbietet uns, Ungleiches zusammenzuspannen, zu sagen: seine Frau und Kinder. er, sie, es dürfen sich nur noch beziehen auf das Hauptwort, das in nächster Nähe steht. Die gute alte Zeit mochte gestatten, durch er, sie, es auf Wörter hinzuweisen, die um ganze Sätze zurücklagen.

Diese Schulung des Denkens haben wir gewonnen, wenn anders sie immer ein Gewinn ist, nicht lediglich aus eigener Kraft; und damit kommen wir auf die geschichtlichen Vorgänge, die für unseren Satzbau bedeutsam werden konnten, auf die Berührung mit der Sprache fremder Völker. Dänisch, Slavisch, Romanisch, sie haben nur an den Grenzen des Gebiets den Satzbau der Mundart im kleinen beeinflusst. Aber das Lateinische hat weiter und tiefer gewirkt. Nur in der Schule freilich lebt jene schöne Form des Futurum exactum, — ich weiß keinen deutschen Ausdruck, und es lohnt sich auch nicht, einen zu schaffen: — ich werde geschlagen haben; ich werde geschlagen worden sein. Aber die Verbindung des Akkusativs mit dem Infinitiv hat in althochdeutscher Zeit, dann schwächer im Mittelhochdeutschen und wieder sehr vielfältig in den Zeiten des Humanismus deutsche Nachbildung erfahren, hinein schließlich bis ins 18. Jahrhundert, bis zu Lessing.

Für die Wortstellung unserer Schriftsprache ist der lateinische Einfluß sehr wirksam geworden. Wenn wir in der Schule lernen, daß im Nebensatz das Zeitwort am Ende zu stehen hat, so ist diese Regel nicht alt erbt und noch heute nicht in den Mundarten durchgeführt, sondern Nachahmung dessen, was als Regel des Lateinischen gilt. Aber ihre Durchführung hat noch eine eigenartige mittelbare Wirkung geübt. In alter Zeit konnte man Sätze bilden wie die: wie er lange hat zugehört, hat er gesagt;

wie er plötzlich ist aufgestanden, ist er umgefallen. Als nun das Zeitwort des Nebensatzes ans Ende trat, mußte es heißen: wie er zugehört hat, hat er gesagt; wie er aufgestanden ist, ist er umgefallen. So standen jetzt die beiden hat, die beiden ist störend nebeneinander, und es kam zur Unterdrückung des einen: als er das gehört, hat er gesagt, und dann weiterhin: als er das gehört, sagte er.¹⁾

In seltsamer Weise verrät sich auch im Gebrauch des Geschlechtsworts lateinisches Vorbild. In der Sprache des Gerichts heißt es etwa: Kläger bringt vor, Beklagter entgegnet. Das geht zurück auf die Amtssprache des 15. Jahrhunderts, wo mitten im deutschen Satz die lateinischen Fachausdrücke stehen: *accusatus, reus, commissarius*, natürlich zunächst ohne das Geschlechtswort; das hat sich dann auf die deutsche Übersetzung übertragen.

Schließlich zeigt sich auch eine englische Einwirkung im Gebrauch des Geschlechtsworts. In der Dichtung heißt es: Röslein wehrte sich und stach; wie ist Natur so hold und gut! Wenn man fragt: wo kommt das her, so erhält man unweigerlich die Antwort: aus dem deutschen Volkslied. Aber vergebens blättert man in den Büchern des deutschen Volkslieds, um solche Beispiele zu finden. Es ist fremde Weise, die erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftritt, und Herder ist es, der in seinen berühmten Volksliedern ihr Bahn gebrochen hat, nach dem Vorgang des Englischen, zumal nach den zahlreichen Beispielen, die ihm in Percy's Balladensammlung entgegentraten.

Keine dieser Neuerungen hat in der lebendigen Volkssprache Wurzel gefaßt. Auf die Dauer aber erträgt die Kunstsprache nur selten einen Widerspruch gegen die Rede des Volkes. So ist Kläger und Beklagter kaum über die Amtssprache hinausgedrungen; höchstens spukt Schreiber dieser Zeilen in den Spalten der Zeitung. Völlig wieder ausgeschieden ist der Affusativ mit dem Infinitiv. Er bot keinen neuen sprachlichen Wert; denn die Sätze mit daß sind deutlich genug; ja, er konnte schädlich wirken: er hörte ihn kommen mußte ebensowohl bedeuten er hörte seine Schritte wie er erfuhr, daß er kam.

Die Endstellung des Zeitworts beherrscht unsere Schriftsprache noch heute. Aber sie ist nichts wirklich Fremdes. Schon vor den Tagen der Humanisten ist sie stark im Gebrauch gewesen. Das fremde Vorbild hat nur die Endstellung gestützt, andere Weise zurückgedrängt.

Undeutsch ist allerdings das Übermaß der Endstellung bei besonders langen Sätzen, und dieses Übermaß wird neuerdings mehr und mehr gemieden; man greift zurück auf die freiere Weise der mündlichen Rede. Jener englische Brauch dagegen im Fehlen des Geschlechtsworts hat sich behauptet in seiner Beschränkung auf volksmäßige Dichtung, und niemand denkt daran, ihn als Engländererei zu bestreiten. Er ist eine Vehnfügung,

1) Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß auf das Fehlen des Hilfszeitworts der Vorgang des Lateinischen auch unmittelbar Einfluß gewonnen hat.

wie es Lehnwörter gibt, und er stimmt vortrefflich zu der gedrunghenen Weise unseres Volkslieds.

So sehen wir deutlich: für den Wandel unseres Satzbaus bedeutet die Fremde keine ernste Gefahr. Was in das Leben des deutschen Satzes nicht hineinpäßt, das wird im Umtrieb der Säfte wieder ausgeschieden, und was er brauchen kann, das wird so gänzlich aufgesogen, daß man die fremde Herkunft nicht mehr erkennt.

Weit gefährlicher sind die einzelnen fremden Wörter, die kleinen Fremdkörper, die sich einrizen, einbohren in den Leib der deutschen Sprache, die häßliche Pusteln verursachen. Gegen sie gilt es immerfort auf der Wacht zu stehen, daß der Leib nicht erkrankt. Hier wird es allzeit heißen müssen: was nicht deutsch ist, muß draußen bleiben oder sich der deutschen Weise fügen.

Aber dieser Kampf gegen das Fremdwort, er ist nicht das Letzte, nicht das Höchste. Wir wollen eindringen in das Leben der deutschen Sprache, ihr nachspüren in alle Tiefen, in die feinsten Verzweigungen und aus unserer Erkenntnis die Lehren ziehen, die der Sprache frommen, die sie immer vollkommener machen, immer geschickter zum eng sich anschmiegenden Ausdruck echt deutschen Wesens.



Fremde Einflüsse im Gebrauch des Geschlechtsworts.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Behaghel in Gießen.

1. Das Fehlen des Geschlechtsworts in der volksmäßigen Dichtung.

Das Fehlen des Geschlechtsworts, von dem ich oben (S. 85) gesprochen habe, ist bei den Dichtern des 18. Jahrhunderts seit dessen zweiter Hälfte zu belegen: z. B. E. von Kleist, Frühling, B. 251: ein Heer von bunten Stieglitzen hüpfte hin und wieder auf Strauch. — Bürgers Gedichte (herausg. von Berger), S. 69: Graut Liebchen auch? — Gleim, Kriegslieder (Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 45), S. 245, 25: sahe Morgenrot; 30: eh' noch Sonne scheint; 247, 80: ließ Land hinter sich; 101: stürzt, sprach er, sie von ihrem Turm mit Bajonett herab; 260, 169: als es hinter sich den Tod von Bergen kommen sah; 261, 220: und baten Leben; 263, 15: daß selbst Feind den Sänger preist. — Herder, Volkslieder (ich zitiere nach Reclam), S. 125: da kam zu Königs Hof und Hall, sah über Schlosses Wall; 126: nichts stillte Königs Mut; 128: als Tag war um und die Nacht war da; 129: als Nacht war um und der Tag brach an; 131: so küß' ich Tod dir an; 144: als Betglock' klang und die Nacht eindrang; 161: von Pferdes Gebiß. — Goethe, Henschel I, 14: wie in Mutterleib; I, 26: Knabe sprach; I, 50: wie ist Natur so hold und gut; I, 141: Wind ist der Welle lieblicher